

Das Erbstück

Der erste Fall des Raphael Kurzhaus (Nacherzählt von seinem Freund Stefan Hanns)

Sein Name ist Raphael Kurzhaus.

Er ist nicht verrückt.

Folgende Geschichte erzählte mir Raphael nach langem Drängen bei Bier und Zigaretten in meinem Wohnzimmer. Es war Abend, draußen prasselte Regen – sprich die perfekte Atmosphäre für einen Bericht wie diesen. (»Nicht alle hatten so einen harmlosen Erstkontakt«, begann Raphael, als er sich die zweite Dose öffnete. »Die Sache ist für dich wahrscheinlich wie ein Klischee. Zumindest, wenn ich noch alleine wäre.«)

Raphael war gerade 18 geworden, als seine Eltern starben. Ein Autounfall, auf der Strecke von Leopoldau nach Gerasdorf. Regenwetter, nasse Fahrbahn, ein unachtsamer LKW-Lenker. Der PKW kam von der Spur ab, der Lastwagen rammte ihn frontal. Das Auto sah aus, als sei es aus der Schrottpresse gekommen.

Das Begräbnis war für Raphael schlimmer, als die Leichen zu identifizieren.

Seine Freunde, also auch ich, versuchten, ihm zu helfen, wo es ging. Aber er war schon immer der verschlossene Typ gewesen, erst zu reden bereit, nachdem man ihm zwei bis drei Liter Bier eingeflößt hatte. Die wenigen Male, die ich ihn in der Trauerphase zu Gesicht bekam, wirkte er gefasst. Der Wehrdienst bot ihm eine willkommene Ablenkung.

Nur an den Wochenenden war er alleine in dem großen Haus in Bachbrunn. Eine ruhige Nachbarschaft am Rande der Stadt. Die Pensionisten in der Umgebung fühlten mit Raphael und boten ihm ebenfalls jede Hilfe an, er schlug sie jedoch zumeist aus. Vor allem die Durchsicht der Habseligkeiten seiner Eltern war für ihn ein Sakrileg. Das tat er ganz und gar für sich selbst.

(Erst sieben Jahre später erzählte er mir, was er dabei gefunden und wie es sein Leben verändert hatte. Nachdem ich herausgefunden hatte, welcher Berufung er nachging).

Samstag Vormittag.

Raphael weinte selten. Wenn, dann überkam es ihn heftig. An diesem Samstag war so eine Gelegenheit. Er hatte sich vorgenommen, den Dachboden auszumisten und alles, was für ihn unbrauchbar war, entweder zu entsorgen, zu spenden oder zu verkaufen, je nach Gebrauchs- oder Geldwert. Als er einen Umzugskarton mit vergessenen Hochzeitsgeschenken seiner Eltern fand, kamen ihm die Tränen.

Er schluchzte, zusammengekauert auf dem staubigen Boden. Um ihn herum flirrten die Staubfusel, die vom Sonnenlicht, das durch die Fenster schien, wie Feenstaub glänzten.

Raphael weinte nie vor anderen. Das kantige Gesicht, die buschigen, meist zusammengezogenen Brauen, der dunkle Teint, die breiten Schultern, der definierte Körper – all das verbietet die Vorstellung eines emotionalen Zusammenbruchs.

Als er sich beruhigt hatte, durchsuchte er den Karton. Er fand allerlei Krimskrams, ein Teeservice, Statuetten eines Ehepaars – vermutlich von der Hochzeitstorte –, ein zer-rissenes Strumpfband und weitere Kleinode. Vieles davon war für ihn ohne Bedeutung. Einzelne Dinge wie das Teeservice legte er auf die Seite, um es zu putzen und wieder in Gebrauch zu nehmen.

Am Schluss nahm er ein in Stoff eingewickeltes, ovales Ding aus dem Karton. Er schlug das Tuch zurück und entdeckte einen in Gold gefassten Spiegel. Das Glas war schmutzig, aber ansonsten war er einwandfrei. Auf dem Rahmen befand sich die Gold-punze. Und ein Verweis auf das Herstellungsland: Italien. Rom 1925.

Er betrachtete dieses Stück lange mit offenem Mund, sah unter dem Schmutz sein Spiegelbild. Die Wangen ausgezehrt, die Augen rot vom Weinen.

Er erinnerte sich:

Seine Eltern hatten einen Bekannten gehabt. Ein entfernter Verwandter väterlicher-seits, dem man Verbindungen zur italienischen Mafia nachgesagt hatte, weil er von Ita-lienreisen immer mit dem teuersten Schmuck heimgekommen war. Natürlich war das zu Anfang nur dummes Gerede gewesen. Dann, es musste kurz vor Raphaels Geburt gewesen sein, war er von einer dieser Reisen nicht mehr wiedergekehrt. Auch Frau und Kind des Mannes waren ein paar Wochen später aus ihrer Wohnung in Wien ver-schwunden. Spurlos. Man hatte keinen der drei je wieder gesehen.

Seitdem munkelte man davon, dass man ihm die Betonschuhe angezogen und seine Familie ermordet hatte.

Vor seinem Verschwinden hatte er Raphaels Eltern diesen Spiegel zur Hochzeit geschenkt. Raphael selbst hatte das Stück nie gesehen, kannte es nur aus Erzäh-lungen. Seine Eltern wollten es nicht haben, denn sie hatten den Verdacht, dass es Hehlerware sei, mit Blut bezahlt anstatt Geld.

Nun, das Ding sah teuer aus. Da wunderte es nicht, dass man den Gerüchten um eine Verbindung zur Mafia Glauben geschenkt hatte. Noch dazu, wo der fragliche Bekannte unter chronischen Geldsorgen gelitten hatte als Trunkenbold und hauptsäch-lich Arbeitsloser.

Raphael teilte die Vorurteile und Bedenken seiner Eltern nicht. Er war der prag-matische Typ. Also behielt er den Spiegel, putzte ihn und hängte ihn sich ins Schlafzimmer. Von allen Erbstücken, dachte er, war das hier einzigartig.

Samstag Abend.

Es war spät, als er von der Arbeit abließ. Raphael hatte den Dachboden komplett durchforstet, Stücke aussortiert und in Schachteln gepackt. Für das nächste Wochen-ende nahm er sich vor, geeignete Institutionen zu finden, die die brauchbaren Dinge als

Spenden entgegennehmen würden. Einigen Schmuck wollte er nach dem absolvierten Wehrdienst verkaufen.

Er duschte, schlüpfte in einen Trainingsanzug und durchsuchte das DVD-Regal. *Once upon a time in America* könnte er sich wieder einmal ansehen, dachte er, inspiriert vom Spiegelfund. Einer seiner Lieblingsfilme. Er stand damals auf Mafiageschichten, wahrscheinlich mit ein Grund, warum er sich den Spiegel bereitwillig an die Schlafzimmerwand hängte.

»Noodles, I slipped«, tönte es aus dem Flachbildfernseher, als Raphael eine Bewegung aus dem Augenwinkel wahrnahm.

Er fuhr herum im Glauben, auf der Terrasse sei etwas, auf die sein Fenster blickte. Aber da war nichts, nur die sternklare Nacht. Neben dem Fenster hing der Spiegel an der Wand, blank poliert reflektierte er das spartanisch eingerichtete Zimmer.

Zur Sicherheit ging er ins Wohnzimmer und hinaus auf die Terrasse. Er schaute sich um, machte eine Runde durch den Garten. Nichts.

Die Nerven, sagte er sich. Seit dem Tod seiner Eltern war er nervöser als früher. Alleine im Haus nahm er jedes Geräusch, jedes Schaben oder Kratzen, von Wind und Wetter oder Ungeziefer in den Wänden, deutlicher wahr. Bedrohlicher. Vor allem nachts. Das würde sich legen. Er brauchte Zeit, sich zu gewöhnen.

Samstag, kurz vor Mitternacht.

Mit geputzten Zähnen legte er sich ins Bett, melancholisch gestimmt durch seinen Lieblingsfilm. (Ich finde es erstaunlich, dass er sich diesen Vier-Stunden-Streifen mit Spannung anschauen kann, aber sich beim Lesen von Spannungsliteratur nach nicht einmal zehn Minuten langweilt.)

Er warf einen letzten Blick auf den in Gold gerahmten Spiegel. Lächelnd schaltete er das Nachttischlämpchen aus. Er fühlte sich erleichtert von der getanen Arbeit. Ein weiterer Schritt des Abschieds von seinen Eltern war gemacht.

Eigentlich erwartete er, schnell einzuschlafen. Gerade während des Wehrdienstes hatte er keine Probleme, tief und fest zu schlummern. Diese Nacht war anders. Er wälzte sich hin und her, die Gedanken wanderten. Immer, wenn er die Augen zutat, sah er das Autowrack, wie er es auf Fotos gesehen hatte. Und in der Zeitung.

Er stand auf und glaubte wieder, eine Bewegung neben sich wahrzunehmen. Da war nach wie vor nichts, nur das Fenster und der Spiegel, getaucht in das Dämmerlicht von Mond und Sternen.

»Du machst dich selber verrückt«, murmelte er und trank in der Küche ein Glas Wasser.

Er gähnte, schaltete das Licht in der Küche aus und schlurfte zurück ins Schlafzimmer. Bevor er sich niederlegte, sah er zum Spiegel, ob intuitiv oder aus Zufall, vermochte er nicht zu sagen.

Aus dem Spiegel heraus starrte ihn eine verzerrte Fratze an. Schwarzhaarig, eingefallene Augen und Wangen, blaue Lippen. Blut klebte überall. Vage sah es aus wie das Gesicht einer jungen Frau.

Raphael stieß einen Schrei aus und stolperte zurück. Er lief mit dem Rücken gegen die aufgemachte Tür. Schmerz durchzuckte seine Wirbelsäule. Er verlor das Gleichgewicht, fiel zu Boden.

Die Fratze war aus dem Spiegel verschwunden.

Jetzt bildete er sich schon Sachen ein. Er musste dringend ins Bett.

Sonntag, gegen zwei Uhr früh.

Es war der Zustand zwischen Schlafen und Wachen, den Raphael halb bewusst wahrnahm. Traumgesichte wechselten sich ab mit Bildern aus der Realität. Der Schreibtisch; der Fernseher; das Autowrack; der fette LKW-Fahrer, der sich zitternd bei Raphael entschuldigte; der Schreibtischsessel; das Begräbnis und die Reihe an Kondolierenden, die ihm Beileid aussprachen; der Spiegel im Karton; sein Vater, der ihm zur bestandenen Matura gratulierte; der Spiegel neben seinem Fenster; wieder das Autowrack, diesmal mit den zerquetschten Körpern darin; die Fratze im Spiegel, die ihn anstierte.

Raphael fuhr hoch.

Er starrte auf den Spiegel und in die dunklen, blicklosen Augen, die zurückstarrten, ohne zu blinzeln. Die bleiche Fratze öffnete den Mund und formte damit stumme Worte. Als wolle sie etwas Wichtiges mitteilen, wirkte der leere Blick durchdringend, während die aufgedunsenen Lippen immer wieder die gleichen Formen bildeten. Sie wiederholten ein oder zwei Wörter unaufhörlich.

Ein Schrei platzte aus Raphaels Mund. Zuerst prallte er zurück, kroch in die Ecke des Bettes. Dann aber, wie von Ghoulen gejagt, sprang er auf und lief aus dem Zimmer. Er knallte die Tür zu.

Schwer atmend, mit rasendem Herzen, stand er im Dämmerlicht des Flurs.

»Scheiße ...«, war alles, was er herauswürgte. Sein Verstand arbeitete fieberhaft.

Eine untote Fratze konnte nicht aus einem Spiegel heraussehen, das war schlicht unmöglich. Raphael hatte ihn neben dem Fenster auf die Terrasse aufgehängt. Er war nervös, gereizt, in Trauer und ... Das war's! Ein schlechter Scherz oder ein ernstgemeinter Angriff auf ihn. In seiner Bestürzung hatte ihm die Phantasie vorgegaukelt, er sehe die Fratze im Spiegel. Aber eigentlich hatte sie ihn aus dem Fenster angestarrt!

Das hieß, es war doch jemand draußen. Er hatte sich nicht getäuscht.

»Na warte«, wisperte Raphael zwischen zusammengebissenen Zähnen.

Er holte sich aus der Küche die größte Gusseisenpfanne, die er finden konnte. So bewaffnet öffnete er im Wohnzimmer die Terrassentür und trat hinaus in die mondklare Nacht.

»Wo bist du?«

Er versuchte, alles gleichzeitig zu beobachten. Machte ein paar Schritte nach vorne, drehte sich um die eigene Achse – und erstarrte, als er ins Fenster seines Zimmers blickte. Aus dem Glas stierte ihn die Fratze an. Jetzt konnte er sogar mehr von der ganzen Erscheinung sehen: Ein zerfetztes altmodisches Kleid, darunter weiße, aufgedunsene Haut, die stellenweise rissig oder brüchig war. Schwarze Fäden und Krater zogen sich über die Oberfläche des Leibs.

Raphael stieß scharf den Atem aus. Was war das für eine ... Verkleidung?

Und wie war diese Person ins Haus gekommen?

Ein Kellerfenster?

»Egal!« Raphael stürmte nach drinnen in sein Zimmer.

Da war niemand.

Er vermied es, auch nur ansatzweise in Richtung Spiegel zu sehen. Nicht, dass sein Geist ihn wieder für dumm verkaufen wollte. Er musste sich konzentrieren.

Wo konnte der Eindringling hingelaufen sein?

Am nächsten waren das Schlafzimmer seiner Eltern und das Badezimmer.

Sollte er die Polizei rufen?

Festnetzanschluss gab es hier keinen mehr, das Handy lag irgendwo herum. Bevor er es gefunden hätte, hätte ihm die Fremde dreimal auflauern können.

Er biss die Zähne zusammen und beschloss, systematisch vorzugehen. Zuerst ins Schlafzimmer der Eltern. Ein Rundumblick, mehr war nicht nötig, denn es stand schon seit Wochen leer. Es war das erste gewesen, das Raphael ausgeräumt hatte.

Mit dem Fuß stieß er die Tür auf.

Nichts.

»Das Badezimmer.«

Die Tür zu diesem stand offen, wie immer. Es war quadratisch im Grundriss. Eine Spiegelkastenfront hing über zwei Waschbecken. Gegenüber davon eine Badewanne und die uneinsichtige Duschkabine. Darin könnte sich jemand in der Eile verstecken.

Ohne lange zu überlegen, stürmte er ins Bad, die Pfanne erhoben, und riss die Duschtür auf.

Nichts.

Ein Schauer lief ihm über den Nacken, die Härchen stellten sich auf wie bei Frost.

Irgendetwas war hinter ihm.

Obwohl ihn eine innere Stimme drängte, sich langsam umzudrehen, wirbelte er herum.

Und fand sich Auge in Auge mit der Fratze, die ihn aus den Badezimmerspiegeln dreifach anstierte. Dreimal, in drei Spiegeln, dasselbe ausdruckslose verwesene Gesicht. Dieselben blicklosen Augen, die ihn anglotzten, derselbe aufgedunsene Mund, der stumme Wörter formte.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Raphael keine Ahnung, wie schrill er kreischen konnte.

Er ließ die Pfanne fallen, stürzte aus dem Badezimmer, lief über den Flur zur Haustür, schnappte sich den Schlüssel und floh in die Nacht hinaus.

Sonntag Morgen, kurz vor Sonnenaufgang.

Nach ein paar Stunden erst wagte sich Raphael wieder zurück. Mond und Sterne und die Straßenlaternen erleuchteten seinen Weg. Er war barfuß, im Pyjama, nur die Hausschlüssel umklammerte er mit der Faust.

Er war durch die Gassen der Siedlung geirrt, ziellos, im Versuch, eine rationale Erklärung für das zu finden, was er zu sehen geglaubt hatte. Er hatte keine gefunden. Das einzige, was er sich einreden könnte, war, dass er so dermaßen realistisch geträumt habe, dass er aufgesprungen und nach draußen gelaufen wäre. Aber dafür waren diese Bilder in seiner Erinnerung zu deutlich.

Sie verblassten nicht.

Die einzige Erklärung war: Der Spiegel. Das Hochzeitsgeschenk. Das Erbstück.

Die ersten Bewegungen hatte er aus der Richtung des in Gold gerahmten Spiegels wahrgenommen. Aus ihm heraus hatte ihn zum ersten Mal die Fratze angesehen. Dann erst hatte sie ihn aus anderen spiegelnden Flächen heraus beobachtet.

Nur angesehen.

Sie konnte ihm nichts anhaben.

Glaubte er.

»Verdammt. Schauergeschichten sind Stefans Metier«, grummelte er, als er die Tür aufschloss. »Ich könnte ihn anrufen und fragen, was gegen einen Spiegelgeist hilft.« Er lachte trocken, als er ins dunkle Vorzimmer trat.

(Als er mir das erzählte, musste ich lachen. Auch wenn er mich angerufen hätte, ich hätte ihm natürlich keinen Tipp geben können. Außer vielleicht: *Lauf und schau nie wieder in eine spiegelnde Fläche*. Haben Sie den Film *Mirrors* gesehen? Wenn nicht, sehen Sie ihn sich nur bei Tageslicht an – dann wissen Sie, wovon ich rede.)

Raphael drang weiter ins Haus vor. Sah sich um.

Es gab einen Spiegel in der Garderobe. Fenster in jedem Raum. Glastüren bei Schränken. Aus allen diesen Flächen blickten ihm die toten Augen entgegen. Die aufgedunsenen Lippen formten unentwegt Wörter.

Er schluckte.

Der Goldspiegel war sein Ziel.

Langsam, aber entschlossen schritt er ins Zimmer und stellte sich direkt vor ihn. Die Fratze erschien wie aus dem Nichts und glotzte heraus, stumm redend. Er zwang sich, dem Anblick standzuhalten. Er würde nicht wegsehen, egal wie ekelerregend dieses Leichengesicht war.

»Was willst du von mir?«, zischte er.

Die Fratze hielt inne in ihrem Sprechen. Sie neigte den Kopf, wobei ihr Hals an der Seite einriss wie Pappmaché. Muskelstränge oder Ähnliches quollen wie Strohhalme daraus hervor.

Raphael musste einen Würgereiz unterdrücken, sah aber nicht weg.

Das Bild veränderte sich.

Die Fratze löste sich in nebelhafte Schwaden auf. Stattdessen erschien das Bild eines Hinterhofs im Spiegel. Das Szenario war schlecht beleuchtet. Raphael glaubte, eine Lache auf dem rissigen Steinboden zu erkennen. Überall waren Kisten aufgestapelt, manche davon offen. Schmuck glänzte silbern und golden, einzelne Stücke standen oder lagen auf den Kisten.

Das Bild schwenkte und ein Spiegel trat in den Fokus.

Der Spiegel!

Er reflektierte das Bild einer jungen Frau. Schwarze Haare, ovales Gesicht, verschreckte, aber glänzende runde Augen. Raphael war sich sicher, die lebende Version der Fratze zu schauen.

Er blickte mit dem Spiegel durch ihre Augen.

Das Bild fuhr wieder herum.

Zwei Männer standen im Hof, schwarz gekleidet, Hüte auf den Köpfen. Schals hingen ihnen lose über die Schultern. Einer rauchte eine Zigarre. Der andere zielte mit einer Pistole auf ... Raphael. Auf die Frau, durch dessen Augen er schaute.

Der Mann drückte ab.

Ein Knall durchfuhr die Stille, der Raphael zurückprallen ließ. Er presste sich die Handflächen auf die Ohren und taumelte gegen das Bett. Knickte ein. Blickte verstört zum Spiegel.

Die Fratze sah ihn wieder an und formte stumm ihre Wörter.

Raphael knurrte. Es reichte ihm. Das war *sein* Haus, nicht der Tummelplatz irgendwelcher Mächte, die er nicht verstand. Er hatte genug von diesem Spiegel, er hätte ihn niemals aufhängen sollen.

Kurzentschlossen sprang er auf die Beine und packte das verdammte Ding an den Rändern.

Die Fratze hielt wieder still und starrte ihm einen Moment lang fest in die Augen.

»Verrecke«, flüsterte Raphael und donnerte den Spiegel mit aller Kraft auf den Boden.

Es gab ein Klirren und Krachen. Das Glas zerbarst in zahllose Scherben. Die kleinsten machten klimpernde Geräusche, als sie sich in den hintersten Winkeln des Zimmers verteilten.

Wieder traf Raphael ein frostiger Hauch. Alle Härchen auf seinem Körper stellten sich auf, er fröstelte. Sein Atem gefror in der Luft.

Und eine sanfte Stimme wisperte: »Ti ringrazio. Mi hai liberato. Dio ti protegga.«

Es wurde wieder warm.

Sonntag Mittag.

Es hatte lange gedauert, die Scherben im Schlafzimmer zusammenzukehren. Raphael hatte in jede Ritze gesaugt, hatte sogar das Bettzeug gewechselt, weil er sich sicher war, dass Splitter auch bis aufs Bett gelangen hätten können. Aber immer noch knirschte es manchmal verdächtig unter seinen Sohlen.

Naja, ein geringes Übel im Gegensatz dazu, dass ihn diese Fratze nicht mehr belästigte.

Allerdings ließen ihm die Worte, die er nach der Zerstörung des Spiegels gehört hatte, keine Ruhe. Er erinnerte sich genau an sie, sprach sie flüsternd immer wieder aus. Es klang wie italienisch.

Noch vor dem Mittagessen, obwohl er sich ausgehungert und hundemüde fühlte, setzte er sich an den PC und versuchte, die Wörter mit Hilfe von google und kostenlosen Wörterbüchern zu übersetzen.

Das war sein erster Kontakt mit dem Übernatürlichen.

Raphael gab mir auch seine Notizbücher zu lesen, die er ab diesem Zeitpunkt führte. Nach der Sache mit dem Spiegel fing er an zu recherchieren. Die Ergebnisse fasst er in dem ersten Notizbuch wie folgt zusammen:

Ein alter Aberglaube besagt, man müsse vor einem Toten alle Spiegel verhängen, bis sein Körper begraben sei. Tue man dies nicht, könne sich die Seele des Toten in einen der Spiegel verirren und für immer darin gefangen sein.

Diese Frau. – Sie wurde neben dem Spiegel umgebracht.

Ich habe die italienischen Worte, die sie an mich gerichtet hat, übersetzt: »Ich danke dir. Du hast mich befreit. Gott möge dich schützen.«

(»Jetzt, wo sie frei ist,« beendete Raphael die Erzählung, »sieht sie auch wieder halbwegs wie ein Mensch aus.« »Woher weißt du das?«, fragte ich. Seine Antwort war zielgerichtet, kurz und nüchtern, wie gewohnt. »Sie schaut immer mal wieder vorbei, vor allem dann, wenn ich Fälle bearbeite. Gibt mir Tipps. Ich schätze, sie ist kein Fan vom Jenseits. Warum würde sie mich sonst stalken?«

Ende